

«Du bist freiwillig hier!»

Eine Woche lang hielt ich mich für einen Dok-Film von SRF in der Justizvollzugsanstalt Pöschwies auf. Ich ass mit den Insassen, arbeitete mit ihnen, liess mich nachts in die Zelle einschliessen. Ich war nur ihr Gast, das liess man mich spüren - trotzdem hat der Besuch im Gefängnis auch mein Leben verändert.

Von Thomas Gerber

Blerim* erklärt mir die wichtigste Regel gleich am Anfang: «Frage nie einen Gefangenen nach seinem Delikt!» Seit gut einer Stunde bin ich nun in der Justizvollzugsanstalt Pöschwies, so quasi als *embedded journalist*, und sortiere mit Blerim zusammen Schrauben. Die nächsten acht Tage lebe ich (fast) wie ein Häftling im grössten Gefängnis der Schweiz und darf als Videojournalist den Knastalltag im Normal Vollzug dokumentieren.

Ich sitze unter zwanzig Häftlingen an einer Werkbank in der Montagehalle zwei. Kalender und Ansichtskarten schmücken die Wände. Die Arbeitsplätze sind sauber und aufgeräumt. Ich bin froh, dass in meiner Nähe Admir* sitzt. Der junge Albaner hat mir beim Frühstück gleich den Platz neben sich angeboten. Er sitzt ein wegen Körperverletzung; zu Unrecht, wie er meint, schliesslich habe das Opfer seine Mutter beleidigt. Mehr möchte er dazu nicht sagen, auch nicht über seinen Alltag hier.

Mit Blerim ist das anders. Während wir jeweils exakt hundert Schrauben in eine Schachtel abfüllen, erklärt er mir das Leben in der Pöschwies - oder zumindest seine Version davon. Ich merke bald, vieles von seinen Erzählungen ist «Häftlingslatein». Dann geht's in die Rauchpause. Blerim möchte nicht mit mir gesehen werden in der Pause. Er wird nicht der Einzige sein in dieser Woche, der zwar mit mir spricht, aber nicht in der Gegenwart von anderen Gefangenen.

Für einige übernehme ich gleich auch die Rolle eines Blitzableiters. Das schlechte Essen, die Benachteiligung der Ausländer und die ungerechte Justiz. «Begehe nie ein Delikt im Kanton Aargau», warnt mich Rolf, «der Aargau ist das Texas der Schweiz.»

Offline-Version von Wikipedia

Ein Westafrikaner montiert hinter mir grosse Wäschespinnen. Neben seinem Arbeitsplatz hängt ein Zeitungsinserat von diesem Schweizer Produkt. Elani*, er kommt aus Senegal, lacht, als ich ihn auf die Anzeige anspreche. Das Werbebild motiviere ihn, und er sei stolz, weil er ein Produkt herstelle, welches draussen im Verkauf sei. Dann aber jammert er über die Arbeit. Diese sei sehr streng und schlecht bezahlt. Mit den Insassen verdiene die Pöschwies Millionen, ist er überzeugt. Ich lasse ihn in dem Glauben.

Die tägliche Arbeitszeit beträgt sechs Stunden zwanzig Minuten, und der Durchschnittsverdienst liegt bei 25 Franken pro Tag. Maximal 33 Franken pro Tag bekommt ein leistungsbereiter, gutausgebildeter Gefangener.

Nach dem Nachtessen um 17 Uhr ziehe ich mich in meine Zelle zurück, lasse aber die Türe offen. Bald schon stehen die ersten Zellennachbarn in der Tür. Admir etwa zeigt mir Fotos aus seinem Leben. Pedro* will wissen, was ich genau plane. Es sei ihm und anderen nämlich aufgefallen, dass ich mich vorwiegend mit Sexualstraftätern unterhalten hätte. Jeder meiner Schritte wird offenbar genau beobachtet. Mit meiner Zivilkleidung und meinem Alarmtelefon bleibe ich ein Exot.



Fast wie ein Häftling: Dok-Filmer Gerber auf Reportage in der Pöschwies.

Seit mehr als sechs Jahren lebt Pedro in der Pöschwies. Für einen versuchten Mord wurde er zu zwölf Jahren verurteilt. Der gelernte Altenpfleger lädt mich in seine Zelle ein. Neben dem Fernseher fallen mir als Erstes ein Computer und eine Playstation auf. All diese Geräte können die Insassen mieten. Die Kosten werden von ihrem Arbeitsentgelt abgezogen. Der Computer verfügt aber nur über ein Textverarbeitungssystem, ein paar Spiele und eine Offline-Version von Wikipedia. Internet gibt's nur in Begleitung, einmal pro Woche. «Verglichen mit anderen Ländern, ist das okay», sagt Pedro, «aber wenn ich Beispiele in skandinavischen Ländern sehe, dann ist noch Luft nach oben.» Der Fernseher ist für die Gefangenen wie ein Fenster nach draussen. Sie schauen stundenlang fern, und viele sind bestens informiert.

Pedro wird in dieser Woche zu meiner engsten Kontaktperson. Sein Redefluss ist kaum zu bremsen. «Das Allerschlimmste für mich in der Pöschwies ist die Bevormundung. Man kommt ins Gefängnis und sollte eigentlich lernen, die Konsequenzen und die Verantwortung für seine Taten zu tragen. Hier im Gefängnis erlebe ich aber genau das Gegenteil. Das System nimmt mir jegliche Verantwortung. Ich lerne nicht, selbständig zu planen und zu handeln.»

Nichts lernen ist das eine. Viele der Männer verlernen hier, so mein Eindruck, eigenständig zu leben. Sie werden geweckt, die Wäsche wird wöchentlich gewaschen, dreimal täglich steht eine warme Mahlzeit auf dem Tisch.

Wer keine Strategie gegen diesen Trott entwickelt, resigniert und lässt sich gehen. Pedro und andere Insassen würden diese totale Fremdbestimmung gerne ein wenig aufbrechen und zum Beispiel hin und wieder selber kochen. So wie es ursprünglich beim Bau der neuen Vollzugsanstalt auch vorgesehen war. Aus Sicherheits- und Personalgründen ist das aber nicht (mehr) möglich.

Mir kommt HD Lämppli in den Sinn. «Sie ghömmen am sächsi und gööd am zwai...» Jeder Tag ist gleich und komplett durchgetaktet. Abweichungen sind sehr selten. Arbeitsbeginn, Rauchpausen, Freigang, Einschluss: Alles passiert immer zur gleichen Zeit, im gleichen Rhythmus, jahraus, jahrein. Und so bewegen sich auch die Gefangenen. Am Morgen schlendern sie zur Arbeit, und am Abend schlurfen sie noch langsamer zurück. Das Essen wird nicht genossen, sondern verschlungen, für den Nachschlag stehen sie mit teilweise vollen Tellern schon wieder an. Die Atmosphäre beim Essen bedrückt mich, macht mir deutlich, dass die Gruppe kein Team ist, sondern eine reine Zwangsgemeinschaft.

Einige erzählen mir von ihrem Vorleben, ihren Taten. Sie beschreiben ihre Gewissensbisse, die ewigen Fragen nach dem Warum. Keiner dieser Männer jammert, viele sind sich ihrer grossen Schuld bewusst. Manchmal kann ich fast nicht mehr zuhören. Es gibt Taten und Geschichten, die mich ratlos machen.

Viele zeigen sich wenig begeistert vom therapeutischen Angebot. Der PPD (Psychiatrisch-Psychologische Dienst) hat die Rolle des Feindbildes von der Justiz übernommen. «Diese Therapeuten haben keine Ahnung, sprechen eine ganz andere Sprache, und vor allem, sie wollen uns immer was in den Mund legen», beteuert Blerim, und er erhält weitherum Zustimmung. Auffallend unerwähnt bleibt der Umstand, dass solche Therapien für die Insassen ziemlich hart sein können. Doch für eine erfolgreiche Wiedereingliederung sind eine solche Konfrontation mit der Tat und die daraus folgende Verhaltensänderung unabdingbar. Viele beschönigen ihre Delikte, haben ganz schnell ganz viele Entschuldigungen bereit, legen sich eine eigene Wahrheit zurecht.

Die Nächte sind angenehmer. Aber es gibt auch andere. Zum Beispiel Pedro: «Viele werden das hier drin nicht gerne hören, aber was mir in Bezug auf mein Delikt geholfen hat, das war die Therapie.» Er bekam vom Richter keine Massnahme auferlegt, dennoch besuchte er freiwillig die Fallbesprechungen. «Ich wollte verstehen, wieso ich so etwas Schreckliches getan habe und was das mit meinem Charakter, mit meiner Persönlichkeit, zu tun hat.» Aber auch Pedro weiss, ohne eine solche Therapie sinkt die Chance auf eine vorzeitige Entlassung nach zwei Dritteln der Strafe. Kurz vor zwanzig Uhr müssen alle Gefangenen der Wohngruppe zurück in ihre Zellen und werden eingeschlossen. Meistens verlasse ich danach die Pöschwies und gehe in ein Billighotel (das Hotelzimmer ist nicht grösser als die Gefängniszelle) im Nachbardorf. Kurz vor sechs Uhr stehe ich wieder vor dem Eingangstor.

Die Nächte in der Pöschwies sind angenehmer für mich. Ich liege auf dem Bett, schaue ein wenig TV und lese. Zur Abwechslung konzentriere ich mich auf die startenden Flugzeuge und die vorbeifahrenden Züge. Den Fahrplan der S 6 habe ich sehr schnell verinnerlicht. Dazwischen schnappe ich immer wieder Geräusche aus den benachbarten Zellen auf. Ich höre Musik aus andern Ländern, TV-Programme in verschiedensten Sprachen. Und immer wieder mal unterbrechen laute Rufe aus den Zellen diesen Klangteppich. Das Eingeschlossenein verdränge ich einfach, sonst würde ich wahrscheinlich nicht so schnell einschlafen. Die Morgensonne strahlt direkt in meine Zelle, und lautes Vogelgezwitscher aus dem nahen Wald sorgt für eine friedliche Stimmung. Wenn da nur nicht die Gitter wären...

Viele beschönigen ihre Delikte, haben ganz schnell ganz viele Entschuldigungen bereit.

Kleine Geheimnisse

Heute sitze ich bei Luis*. Er schliesst die Zellentüre, denn er will mir etwas Spezielles zeigen. In seiner Hand hält er ein Stück Käse, vom Kiosk. Dieses legt er behutsam durch die Gitterstäbe auf den Fenstersims. Er hat nicht einmal Zeit, sich zu setzen, schon rauscht ein Raubvogel vor dem Fenster vorbei und greift sich das Stück. «Als Knabe hatte ich immer Kanarienvögel, die sasssen im Käfig. Nun habe ich eben Raubvögel. Allerdings sind jetzt die Rollen vertauscht.» Eigentlich ist das verboten.

Auch Daniel* verrät mir ein kleines Geheimnis. Er hat erfahren, dass ich mich für Fussball interessiere. Deshalb zeigt er mir die Wettlisten, welche in der Pöschwies kursieren. Gewettet wird auf Spiele der grossen europäischen Ligen. Der Sieger kassiert die gesamten Einsätze, alle andern gehen leer aus. Es werde sehr oft gewettet, manchmal auch mit grossen Beträgen.

Er habe schon erlebt, dass ein Kollege sich wegen der hohen Wettschulden nicht mehr aus der Zelle getraute, sich krankmeldete und sogar die Versetzung in eine andere Strafanstalt anstrebte. Es könne aber auch vorkommen, dass Schulden über Aussenkontakte eingetrieben würden. Eigentlich sind Wetten und Geldspiele in der Pöschwies untersagt.

Ein anderer Dauerbrenner: Mobiltelefone. Allen ist klar, dass in der Pöschwies solche Geräte im Umlauf sind, verbotenerweise. Die einen sprechen von mehreren hundert Geräten, andere von einigen Dutzend. Da die Zellen regelmässig gefilzt werden, ist das nicht so einfach. Doch wer viel Zeit zum Nachdenken hat, kommt auf raffinierte Ideen. Rolf*, der noch einige Jahre zu sitzen hat, erzählt mir, dass er in einer anderen Vollzugsanstalt 1500 Franken für ein einfaches Handy bezahlt habe.

Irgendwann landet jedes Gespräch beim Thema Frauen, beim Sex. Die meisten Insassen leiden unter dem Entzug von körperlicher Liebe. «Masturbation ist Alltag in der Zelle», beschreibt Pedro die Situation. «Da Porno-CDs offiziell verboten sind, bleiben nur noch Zeitschriften und die Vorstellungskraft.»

Sexuelle Kontakte unter Insassen sind verboten. Und sie sind schwierig, da auf den Stockwerken Kameras installiert wurden. So wissen die Angestellten immer, wer bei wem in der Zelle ist. In der Montagehalle nimmt mich ein Gefangener zur Seite und zeigt mir, wie man sich mit einem Gummihandschuh eine künstliche Vagina bastelt. Einige drängen mich, gewisse Botschaften nach draussen zu bringen. Andere fordern mich auf, etwas gegen Missstände in der Pöschwies zu unternehmen. Von Folter ist da gar die Rede. Ganz konkrete Beispiele aber kriege ich dann doch keine zu hören. Und die häufig zitierte Isolation in der Arrestzelle ist zwar sehr unangenehm, aber gesetzeskonform. Die meisten möchten einfach mit einem von «draussen» sprechen. Einzelne Ausländer monieren den Umstand, dass sie nicht wie die Schweizer nach draussen auf Urlaub dürfen. Mit diesen Kontakteinschränkungen sei eine erfolgreiche Resozialisierung gar nicht möglich, bekomme ich täglich zu hören.

Nur nicht auffallen

Einige wenige haben bis zum Schluss das Gefühl, dass ich ein Spitzel sei. Ein gewisser Argwohn ist anfänglich immer dabei, mit der Zeit begegnet mir die grosse Mehrheit aber sehr freundlich, so dass ich bisweilen das Gefühl habe, ich würde in einem Klassenlager oder Zivilschutzkurs stecken. Schon nach wenigen Tagen gerate ich in einen ähnlichen Trott wie die Insassen. Ich merke, wie sich mein Schritt verlangsamt und mein automatischer Griff nach dem Handy in Wartezeiten bald ausbleibt. In der Gärtnerei aber holt mich ein Insasse zurück in die Realität: «Vergiss nicht, du bist freiwillig hier, wir nicht! Du bist keiner von uns.»

Ich staune immer wieder über die lockere, aber doch sehr korrekte und respektvolle Atmosphäre bei der Arbeit. Die Werkstattchefs strahlen eine natürliche Autorität aus und leben einen anständigen Umgangston vor. In der ganzen Woche erlebe ich am Arbeitsplatz keinen Konflikt, keine Auseinandersetzung. Im Wohnpavillon wirkt das Verhältnis distanzierter und unpersönlicher. Mir wird klar, dass es deutliche Abgrenzungen braucht.

«Ich fliege hier drin immer unter dem Radar. Man muss sich einfach sehr gut anpassen. Ich habe zum Glück diese Fähigkeit, bin wie ein Chamäleon.

Ich versuche mich zurückzuhalten und meiner Linie so gut wie möglich treu zu bleiben», erzählt Daniel. Nur nicht auffallen und so wenig wie möglich aus seinem Vorleben preisgeben, das ist für viele die Devise. Und das Allerwichtigste: die Jahre in der Pöschwies möglichst unbeschadet überstehen. Einer der Insassen jongliert in jeder freien Minute mit einem Fussball und schießt diesen gegen den Ballfang aus Maschendraht. Stundenlang. Pedro nervt das monotone Scheppern, aber diskutieren möchte er nicht mit dem Ball-Artisten. Seine lakonische Begründung: «Lohnt sich nicht, Haftschaden!»

Meine Woche in der Pöschwies war eine sehr intensive Zeit, die mich emotional an meine Grenzen brachte. Noch Wochen später träumte ich vom Gefängnis, von einzelnen Gefangenen. Für mich war dieser Aufenthalt ein Abenteuer und keine Bestrafung. Deshalb kann ich auch nach dieser Woche nur erahnen, was Freiheitsentzug wirklich bedeutet.

* Alle Namen sind geändert.

Thomas Gerber ist Produzent und Reporter bei Schweizer Radio und Fernsehen SRF.